



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

**Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Halbasiatisches.

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**

Entwicklung, die ihrer Natur nach und besonders unter den obwaltenden Umständen nur allmählich und schrittweise vor sich gehen kann, wird schwerlich eine Theaterhauptstadt das meiste beitragen, die sich in einem gründungslustigen Winter plötzlich aufthut, vielleicht am wenigsten Berlin oder diese und jene deutsche Großstadt. Nein, wie es von je unsern litterarischen Verhältnissen gemäß war, werden von verschiedenen Landschaften aus, vielleicht am ehesten gerade wieder von kleineren, von dem Strome abgelegnen Bildungsmittelpunkten die Antriebe kommen und diejenigen Werke ausgehen, die dann an den großen Plätzen die Menge mit sich fortreißen und erheben werden, still gehegte Bildungsschätze vermittelnd, große, einsame Gedanken austreuend, treu und ernst gegründete Gesinnung bewährend.



## Halbasiatisches.



Halbasien nennt Karl Emil Franzos die große Ebene und alles Land zwischen Don und Donau, auch ein gutes Stück darüber hinaus, die ungeheuern Strecken, in denen sich das bunte Völkergemisch der Polen und Ruthenen, der Magyaren und Südslaven, der Rumänen und der östlichen Juden, der Zigeuner und Armenier begegnet, Völker, die das Licht der wahren Kultur kaum beschienen hat, und in denen die Scheinkultur neben der unwüchsigsten Barbarei zu Hause ist. In zwei Büchern „Aus Halbasiens“ und „Vom Don zur Donau“ hat Franzos schon früher seine Eindrücke und Anschauungen aus Halbasiens geschildert, Landschaften und Zustände dieser Welt haben ihm meist auch zum Hintergrunde seiner poetischen Werke (Gedichte, Novellen, Romane) gedient. Es ist mehr eine Nachlese, die er in den vorliegenden beiden Bänden\*) veranstaltet, als die volle Ernte. Aber im Zusammenhange mit den frühern Schilderungen und Charakteristiken haben auch diese gesammelten Aufsätze Anspruch auf Beachtung, sie bringen manches Neue und ergänzen vieles schon früher dargestellte. Die beiden Bände enthalten die Skizzen: „Der Geistertöter“, „Der Bart des Abraham Weinkäfer“, „Der Galilei von Barnow“, „Der Fehlermacher“, „Ein Zündhölzchen“, „Namensstudien“, „Volks- und Schwurgerichte im Osten“, „Der deutsche Teufel“, „Nathan der Blaubart“, „Im Choder“, „Wunderfinder des

\*) Aus der großen Ebene. Neue Kulturbilder aus Halbasiens. Von Karl Emil Franzos. Stuttgart, Adolf Bonz & Comp., 1888.

Ghetto," „Ein Befreier des Judentums," „Lateinische Mädchen," „Eine Unglückliche" und „Frauenleben in Halbasien." Der Grundton ist feuilletonistisch, vom novellistischen Bilde bis zur Abhandlung wählt Franzos eine bunte Mannigfaltigkeit der Einkleidungen seiner abwechslungsreichen und lebendig wiedergegebenen Beobachtungen. Im einzelnen sind es vielfach spaßhafte und komische Dinge, die der Schriftsteller erzählt; im ganzen behandelt er aber doch eine sehr ernste Frage: wie dieses Halbasien in Europa verwandelt, die bedenkliche nicht Halb- sondern Viertelskultur und der gleißende Kulturschein in wirkliche Kultur umgebildet werden könne. Franzos ist der Überzeugung, daß die Völker des Ostens aus sich heraus keine eigne Kultur zu erzeugen vermögen, und so erscheinen ihm die Zustände in dem Maße trostloser, als „der Einfluß der deutschen Kultur, welche erziehend und vermittelnd wirkte, in stetem Sinken begriffen ist." Für Halbasien bedeutet die feindselige Ablehnung der deutschen Kultur einen unermesslichen, auf Menschenalter hinaus wirkenden und in absehbarer Zeit nicht gut zu machenden Schaden. Sie verschuldet jene beiden Extreme, von denen kaum zu sagen ist, welches gefährlicher und thörichter ist: den blinden, unbedingten, haltlosen Anschluß an die Formen französischen Wesens, und das Auftauchen der „autochthonen", „urnationalen", keines fremden Einflusses bedürftigen „Kultur", mit welcher z. B. die Afsakow und Nachfolger Rußland beglücken möchten. Die einen wollen um jeden Preis Pariser werden, und die andern Barbaren bleiben; das langsame Heranreifen nationaler Kulturen unter der Agide des deutschen Geistes, der sich gerade im Osten meist als selbstlos erwiesen hat, erscheint überall unterbrochen.

Die ganze Folge der Gestalten und Szenen halbasiatischen Lebens, die Franzos aus der großen Ebene vorführt, soll diese Wahrheiten erhärten. Nicht immer unmittelbar, nicht immer in so direkter Ansprache wie in den Aufsätzen „Frauenleben in Halbasien", doch immer verständlich genug bezeichnet Franzos den Anschluß an die deutsche Kultur als das Mittel, die unerfreulichen Zustände zu überwinden, die seine Skizzen so anschaulich vor Augen führen. Wenn es nur ebenso leicht wäre, Wesen und Mittel der deutschen Kultur genau zu bezeichnen, oder nachzuweisen, wo bei den kleinern Völkern Osteuropas das Streben nach langsamer Entwicklung eigener Kultur Berechtigung hat, und wo es als Angriff auf das Deutschtum erscheint. Bei den verzwickten Völkerverhältnissen in der großen Ebene spielen neben den Nachwirkungen vielhundertjähriger Mißwirtschaft die politischen Fragen und Kämpfe des Augenblicks eine so große Rolle, daß der draußen stehende sich des Urteils begeben muß und selbst durch einen landeskundigen Führer wie Franzos nicht immer überzeugt werden kann, daß die Heilmittel und Hilfsmittel so einfach wären, wie sie der Anschauung erscheinen, die man in Österreich „Josefinismus" nennt, und von der sich auch Franzos stark erfüllt zeigt. Es mag sein, daß beim Fortbestand des alten Österreichs die in den Überlieferungen des Josefinismus, der Staats-

allgewalt grau gewordene, mit einer sehr unzulänglichen und dürftigen, ihrem Reime nach aber doch deutschen Bildung ausgerüstete Beamtenschaft noch manches zum guten hätte wirken und für einzelne Reime wahrhafter Gefittung Sorge tragen können. Das alte Österreich aber ist seit 1848 unwiederbringlich dahin, und der moderne Konstitutionalismus mit allen seinem Zubehör ist in Neuösterreich herrschend geworden. Daß die Ergebnisse dieser geschichtlichen Wandlung nicht durchgehend lieblich sind, entnehmen wir aus tausend Zeichen; wie ihnen zu entrinnen sei, sagt uns auch das neueste Programm der „Vereinigten deutschen Linken“ des cisleithanischen österreichischen Abgeordnetenhauses nicht. Wie verhängnisvoll sich die einfache Übertragung der westeuropäischen „Erzungen-schaften“ für die große Ebene von Halbasien zum Teil erwiesen hat, stellt Franzos in verschiedenen seiner Skizzen, am eindringlichsten in der Schilderung der „Volks- und Schwurgerichte im Osten“ dar. Auch in „Halbasien“ arbeitet seit etwa zwanzig Jahren die Jury. Frankreich und Deutschland, meinte man dort, lassen nur durch Männer aus dem Volke die Schuldfrage entscheiden. Das entspricht den modernen Anschauungen, das ist ein Fortschritt. Und wir wollen auch fortschreiten. So geschah es in Rußland, in Rumänien, in Ungarn. Nur in Österreich hatte man einige Bedenken, ob die neue Einrichtung auch auf die östlichen Provinzen ausgedehnt werden dürfe. Man scheint diese Bedenken als grundlos befunden zu haben, denn das Gesetz wurde für das ganze Reich erlassen. War aber in der That in Halbasien jede Debatte überflüssig? Handelte man, als sie völlig unterlassen wurde, bloß in gerechtem Selbstbewußtsein oder in unverantwortlicher Gewissenlosigkeit? Ist das Volk in Rußland, Rumänien und Galizien ebenso reif für die Jury wie das in Frankreich und Deutschland? Haben sich die Geschworenen in Halbasien als gerechte Richter erwiesen? Zwanzig Jahre sind keine allzulange Zeit, aber doch immerhin genügend, ein Urteil zu ermöglichen. Ich will es zunächst nicht selbst formuliren, sondern nur einige Thatsachen bieten. Aus einer Sammlung, die Franzos über Schwurgerichtsfälle in Galizien angelegt hat, greift er drei Beispiele heraus, die den Lesern des Westens allerdings geradezu unglaublich klingen, obwohl sich der Schriftsteller ausdrücklich dagegen verwahrt, daß er grelle Ausnahmefälle biete. Wir teilen von seinen Beispielen nur eins mit, weil es unsern Lesern die Wut und Erbitterung der Parteien in Galizien verdeutlichen hilft und sie mit einem Schlage auf den zerklüfteten Boden versetzt, den Franzos zu schildern unternimmt.

Es war im Frühling 1879, als eine Stadt des westlichen Galiziens durch die plötzliche Verhaftung ihres reichsten und angesehensten Bürgers in größte Aufregung versetzt wurde. Der Mann — ich will nur seinen Vornamen Thaddäus hierhersetzen — bekleidete ein wichtiges Ehrenamt, war Vorstand einiger wohlthätigen Vereine und galt nicht bloß als der reichste, sondern auch als der ehrenwerteste Mann der Stadt. Täglich ging er zur Messe und hatte

sowohl die Kirche als einige nationale Institute mit reichen Spenden bedacht. Besonders das letztere hatte ihn in den Augen seiner polnischen Mitbürger hoch erhoben, denn schöne Worte für die heilige Sache der Nation hört man dort zu Lande häufig, aber die Thaten sind spärlich. Was Herrn Thaddäus zu solchen Opfern bewogen hatte, war sicherlich nur sein Herz und nicht etwa die Stimme des Blutes, denn er führte einen urdeutschen Namen und war der Sohn deutscher Eltern. Vielleicht eben darum gab er sich doppelt eifrig als polnischen Patrioten.

Dieser Mann nun wurde eines Tages als Untersuchungsgefangener aus seinem stattlichen Hause ins Kriminalgebäude übergeführt. Das regte seine Freunde und Mitbürger nicht bloß deshalb auf, weil man Herrn Thaddäus keiner Missethat fähig hielt, sondern namentlich, weil eine Untersuchungshaft nach der milden, an sich gewiß nicht tadelnswerten Praxis der dortigen Gerichte nur dann verhängt wird, wenn ein Fluchtverdacht besteht, ein Fall, der hier durch Stellung und Besitz des Angeklagten von vornherein fast undenkbar war. Es erwies sich aber bald, daß das Gericht zu dieser Maßregel genötigt gewesen war. Herr Thaddäus war des Meineids angeklagt und hatte den Versuch gemacht, einen Belastungszeugen durch Geld und gute Worte zu seinen Gunsten zu stimmen.

Der Sachverhalt war folgender. Herr Thaddäus dankte sein Vermögen einer trüben Quelle, er war der listigste und grausamste Wucherer des Kreises und seine Deklamationen gegen die „verdammten Juden“ waren weniger durch, sittliche Entrüstung hervorgerufen, als durch den Neid des Konkurrenten. Seit vierzig Jahren hatte er sein Handwerk mit steigendem Erfolg getrieben, seine Klientel, die namentlich aus masurischen Bauern der Umgebung, ferner aus Edelleuten und Beamten bestand, ging zwar an ihm zu Grunde, ergänzte sich jedoch immer wieder durch neue Opfer. Herr Thaddäus wuchs an Reichtum und Ansehen und blieb dabei außer jeder Gefahr, denn so lange die Wuchergesetze in Oesterreich bestanden, wußte er seine Geschäfte zu maskiren, ließ dann, als diese Gesetze im Mai 1868 unglücklicherweise aufgehoben wurden, die Mäste fallen, und nahm sie, als am 19. Juli 1877 abermals ein Wuchergesetz für das östliche Galizien in Kraft trat, seufzend aber gefaßt wieder vor das biedere Antlitz. Hatte er in der glücklichen Zwischenzeit, wo man öffentlich beliebig hohe Prozente fordern und einlagen konnte, von den Schuldnern die Wechsel nur in der Höhe der wirklich empfangnen Valuta ausstellen lassen und dann die hundert, zweihundert oder vierhundert Prozent ruhig dazugeschlagen, so mußte er nun wieder zu dem alten Mittel greifen: der Schuldner stellte den Wechsel gleich auf den doppelten oder dreifachen Betrag des wirklich empfangnen aus und unterschrieb überdies eine Bestätigung, daß ihm diese Wechselsumme baar und ohne jeden Abzug eingehändigt worden sei. Konnte er am Verfalltage nicht zahlen, so klagte Herr Thaddäus den Wechsel mit sechsprozentigen

Zinsen ein und war dann erst recht ein Ehrenmann. Denn sechs vom Hundert sind in jenen Ländern mit barbarischen Kreditverhältnissen ein unerhört milder Zinsfuß.

Nach diesem Rezept hatte der Mann auch im August 1877 ein Geschäft mit einem Beamten der Karl-Ludwigsbahn abgeschlossen, einem älteren Manne aus Steiermark, der durch verschiedene Unglücksfälle in so schwere Not geraten war, daß ihm selbst die Hilfe unsers edeln Menschenfreundes willkommen kam. Der Beamte hatte zweihundert Gulden erhalten und dafür einen Wechsel von vierhundert Gulden ausgestellt, im November zahlbar, dazu jene Bestätigung. Als er am Verfalltage nicht zahlen konnte, hatte ihm Herr Thaddäus großmütig bis zum Februar prolongirt, nur lauteten jetzt Wechsel und Bestätigung auf sechshundert Gulden. An diesem zweiten Verfalltage erbot sich der Beamte, dreihundert Gulden sofort, die andre Hälfte im Herbst 1878 zu zahlen. Herr Thaddäus war es zufrieden, wenn ihm der Schuldner für den Herbst wieder Wechsel und Bestätigung auf sechshundert Gulden ausstellte. Darauf konnte der unglückliche Mann nicht eingehen, und Herr Thaddäus klagte den Wechsel samt sechsprozentigen Zinsen ein. Nun ging der Beamte zu einem Advokaten und erzählte ihm den Fall. Es war dies ein junger, eifriger und ehrlicher Mann, der sich sofort mit größter Energie für seinen Klienten einsetzte. Nachdem eine gütliche Ausgleichung mißglückt war, erhob er gegen die Klage die Einwendung der nicht vollständig erhaltenen Valuta, Herr Thaddäus lächelte Hohn und rückte mit der Bestätigung heraus. Als aber der Advokat seine Einwendung festhielt und Schwur und Zeugenbeweis anbot, daß nur zweihundert Gulden wirklich entlehnt worden, da lächelte Herr Thaddäus nicht mehr, verlor den Kopf, gab seinem Advokaten die widersprechendsten Informationen und brachte es durch sein Ungeschick dazu, daß der Rechtsfreund des Gegners sogar den Spieß umkehren und ihm den Eid zuschieben konnte. Nun stand die Sache so: leistete Thaddäus den Eid, so erhielt er sein Geld und war auch im übrigen geborgen, leistete er ihn nicht, so war sein Gewinn verloren, und überdies stand dann die Anklage wegen Buchers in Sicht. Der fromme Thaddäus besann sich nicht lange: er beschwor es, daß der Schuldner wirklich baare sechshundert Gulden erhalten habe. Und dieser wurde sachfällig und war ein ruinirter Mann.

Das konnte auch jener junge Advokat nicht ändern, machte aber nun im Namen seines Klienten gegen Herrn Thaddäus die Anzeige wegen Meineids. Die Untersuchung begann und ergab sehr bald gravirende Resultate. Wohl war der einzige Mensch, der außer den Beteiligten bei Abschluß des Geschäfts zugegen gewesen war — gleichfalls ein Eisenbahnbeamter aus den deutschen Provinzen — deshalb nicht ganz zuverlässig, weil auch er ganz in den Händen desselben Gläubigers war; immerhin war dem Manne zuzutrauen, daß er seine ehrliche Seele mit keinem Meineid belasten würde.

Diese Sachlage war bedenklich, und Herr Thaddäus wählte jedenfalls das ungeschickteste Mittel, sie gefährlicher zu gestalten: er bestürmte jenen Zeugen mit Drohungen und Versprechungen. Dieser machte Anzeige davon, und der angesehenere Bürger mußte verhaftet werden.

Die drei Wochen, die zwischen diesem Ereignis und der Schwurgerichtsverhandlung lagen, vergingen nicht bloß der Hauptperson, sondern auch der Bürgerschaft in fieberhafter Aufregung und Spannung, denn der Ausgang war keineswegs so gewiß vorauszusehen, als der Leser nach dem Thatbestande vermuten könnte. Dem reichsten, populärsten Bürger der Stadt standen zwei „fremde Hungerleider“ gegenüber, zwei „verdammte Deutsche,“ und es war den Geschworenen freigegeben, wem sie größern Glauben schenken wollten. Daß jene beiden Männer Eisenbahnbeamte aus den deutschen Provinzen waren, entschied die Sache in den Augen jedes Bürgers der Stadt zu ihren Ungunsten. Wären nur polnische Bürger zur Jury berufen worden, Herr Thaddäus hätte selbst auf seinem harten Lager ruhig schlafen können. Aber zu diesem Amte waren ja auch Juden beigezogen, welche diesem Manne, als ihrem grimmigsten Feinde, unmöglich gut sein konnten, ferner wohlhabende masurische Bauern, die an dem biedern Thaddäus das harte Schicksal manches ihrer Brüder zu rächen hatten.

In welcher Stärke diese drei Schichten unter den Geschworenen vertreten waren, davon hing das Schicksal des Angeklagten ab. Und darum hatte bei dieser Verhandlung nur ein Umstand entscheidendes Interesse, der im Westen fast nebensächlich ist: die Bildung der Geschworenenbank. Das wußten Staatsanwalt und Verteidiger und handelten darnach. Jede dieser Parteien hat das Recht sechs Geschworene abzulehnen. Und so ergab sich die merkwürdige Thatfache, daß die ersten zwölf ausgelosten Männer sämtlich abgelehnt wurden. War es ein Pole, so verwarf ihn der Staatsanwalt, war es ein Masure oder ein Jude, so legte der Verteidiger sein Veto ein. Die nächsten zwölf konnten dann freilich ohne Einspruch Platz nehmen, wie das Los fiel. Dasselbe bestimmte fünf Juden, zwei Bauern, fünf Polen zu dem Amte.

Der Verteidiger atmete auf, der Staatsanwalt blickte düster vor sich nieder. In der That war die Anklage bereits von vornherein verloren. Denn obwohl die Verhandlung die Schuld des Angeklagten bis zur Evidenz darlegte, lautete das Urteil doch, wie vorauszusehen war, sieben Stimmen „schuldig“! fünf Stimmen „nichtschuldig“! Eine Verurteilung kann nur mit Zweidrittelmehrheit erfolgen — Herr Thaddäus war frei, und wenn er nicht gestorben ist, so wuchert er noch heute.

Die Bedenken, welche sich aus Vorkommnissen solcher Art gegen die Vortrefflichkeit der Schwurgerichte ergeben mögen, kehren dem aufmerksamen Leser auch in Fällen wieder, wo der Verfasser gegen die angewandten Kulturmittel keine Bedenken hat, wenigstens keine äußert. Wenn man verpestete Stielkluft

statt durch Zuführung frischer Luft durch Anwendung von Räucherkerzen und Parfüms verbessern will, verfehlt man bekanntlich den Zweck. Die Rolle dieser Räucherkerzen und Wohlgerüche, die den Qualm und Dunst gewisser Räume nur vermehren können, spielen in den österreichischen Verhältnissen die Wiener Zeitungen. Wenn uns Franzos in dem höchst charakteristischen Sittenbilde „Der Galilei von Barnow“ den „gebildeten“ Galizier vorführt, der sich mit dem Pächter zusammen die „Neue Freie Presse“ hält und täglich durchliest, so sollte ein Wort über die Wirkung dieser Art von Journalistik auf die Halb- und Bildung eben auch nicht fehlen.

Eine große Rolle spielen in den vorliegenden Bänden auch wieder die Verhältnisse der Juden des Ostens. Nicht bloß weil sie der Verfasser am besten und gründlichsten kennt, sondern auch weil das jüdische Element in dem Völker- und Sprachengewirr der großen Ebene eine besondere Bedeutung hat. Franzos ist weit entfernt, hier schön zu färben. So sehr es ihn entrüstet, daß seine frühern Schilderungen im antisemitischen Parteinteresse ausgenutzt worden sind, so fährt er doch auch in diesen Skizzen fort, die zum Teil trostlosen, ja haarsträubenden jüdischen Zustände Halbasiens offen zu besprechen. Das Äußerste, was diese Bände bieten, sind „Der Fehlermacher“ und „Nathan der Blaubart.“ Das erstgenannte Bild führt den Lesern den vortrefflichen Reb Chaim, von Konfession Barbier, von Profession „Fehlermacher“ vor, der den jungen Leuten Krampfadern, Säbelbeine, Lungensucht und grauen Staar macht, um sie der militärischen Aushebung zu entziehen. Die Todesangst der Juden vor dem Soldatenwerden führt Franzos nur zum Teil auf ihre unüberwindliche Feigheit, zum Teil auf die religiöse Befangenheit zurück. „Wer Soldat wird, kann die Vorschriften bezüglich Speise, Tracht, Gebet, Heiligung der Festtage u. s. w. nicht mehr einhalten, hört also auf, rechtgläubiger Jude zu sein.“ Um diesem Schicksale zu entrinnen, scheut man sich nicht, für ein paar Gulden die Dienste eines solchen Fehlermachers in Anspruch zu nehmen, kauft man Gefahr, zeitweilig ein blindes Auge oder eine Schädigung der Lunge zu behalten. Mit Recht setzt Franzos seiner Erzählung hinzu: „Ich fuhr weiter in das Rotmeer der Ebene hinein. Aber wozu noch diesen Sumpf schildern? Er ist, selbst in den trübsten Tagen des Vorfrühlings, weit minder tief und abscheulich, als der, in den ich den Leser soeben habe blicken lassen. Ach, was liegt alles in diesem schlimmen Rotmeer begraben. Nicht etwa bloß der „Charakter“ Reb Chaims und seiner Metiergenossen, sondern auch das Pflichtgefühl seiner Mitbürger und die moralische Kraft des Staates, der nach einer mehr als hundertjährigen Herrschaft die Beherrschten so wenig emporzuheben vermocht hat, daß ihnen sein Dienst schrecklicher erscheint, als die Kunst des Fehlermachers!“ Aber mit welchen Menschen und Zuständen etwa dieser Staat zu kämpfen hat, offenbart doch Franzos gleich darauf selbst, wenn er die Geschichte des Blaubarts von Barnow erzählt, jenes Nathan, der, ohne ein leidenschaftlicher oder sinn-

licher Mensch zu sein, gleichwohl in seinem dreißigsten Jahre das sechste Weib genommen hat, weil ihm die jüdischen Gesetze beliebige Trauung und Scheidung gestatten und zur Scheintrauung eines elfjährigen Judenbuben mit einer fünfzigjährigen alten Köchin oder Trödlerswitwe gefällig die Hand bieten. Auch diesem Wahnsinn liegt die Furcht vor dem Militärdienst zu grunde, andern widerwärtigen Judenehen, von denen der Verfasser zu erzählen weiß, die Erwerb- gier oder die religiöse Scheu vor einer kinderlosen Ehe, welche dem orthodoxen Juden eigentümlich ist.

Die Mehrzahl der Bilder, die Franzos entwirft, hinterläßt einen höchst düstern und peinlichen Eindruck. Die frische, lebensvolle Darstellung allein kann darüber nicht hinweghelfen, selbst der Humor, den der Verfasser gelegentlich entwickelt, erscheint gepreßt. Die widrigen Erscheinungen halbasiatischen Lebens drücken nicht mehr auf den Schriftsteller, aber sie treten als Gespenster in seine Träume. Wir glauben nicht, daß die Wahrheit seiner Berichte irgend bestritten werden kann, höchstens könnte man ihn anschuldigen, daß er den etwaigen günstigen Ausnahmen einen zu geringen Wert beigelegt habe. Doch wo er der „Ausnahmen“ gedenkt, kommt er gleichfalls zu bedenklichen Ergebnissen. In dem größern Aufsätze über „Frauenleben in Halbasiaten“ kann der Verfasser dem alten Thema vom Prügeln der Frauen nicht ausweichen. Bei einem mehrwöchentlichen Aufenthalte im Dorfe Berchomet in der Bukowina, erzählt er uns, lernte ich einen jungen reichen Bauern kennen, der an Begabung und Bildungstreiben turmhoch über seinesgleichen stand. Er sprach etwas deutsch, las und schrieb fertig seine ruthenische Muttersprache, war auf ein landwirtschaftliches und ein politisches Wochenblatt abonniert, hielt seine große Wirtschaft ausgezeichnet im Stande, förderte die Schule seines Dorfes, kurz, mein Michelko war ein wahrer Mustermensch. Auch hatte er sein blühendes, prächtiges Weib in seiner Art gewiß sehr lieb, aber er prügelte es doch recht häufig und ausgiebig, wenn er einen Grund dazu zu haben glaubte oder auch ohne denselben, wie es eben kam. Ich machte ihm einmal sanfte Vorwürfe darüber: Wie kann ein Mensch wie Sie derlei thun? — Er blickte mich höchst erstaunt an. Aber es ist mein Weib! rief er. — Eben darum, erwiederte ich. — Nun wuchs sein Erstaunen. Mein Weib, wiederholte er. Eine Fremde würde ich nicht anrühren. Aber wer anders, als ich, soll mein Weib schlagen? — Muß es denn überhaupt geschehen? fragte ich. — Es muß! erwiederte er ernst, im Tone tiefster Überzeugung. Man muß jeder, selbst der besten, zuweilen den Unterschied fühlbar machen. — Den Unterschied? Aber ist ein Weib kein menschliches Wesen? — Ja, aber in andrer Art. Wir sind Männer, und sie sind Weiber. Das ist doch klar! — Ich schwieg; ich glaube, ich hätte diesem ungewöhnlich talentirten Menschen eher die Hegelsche Philosophie beibringen können als die Ansicht, daß man sein Weib nicht schlagen dürfe.

Die wenigen wirklichen Ausnahmen, so will uns der Verfasser andeuten,

gehören eben nicht mehr zu Halbasiern. Und so lautet denn auch sein Omega, wie sein Alpha: deutsche Kultur, wirkliche Kultur für diese Ostländer! Wie gering die Aussichten für die Verwirklichung dieses Ideals sind, sagt sich Franzos wohl selbst, uns Nichtösterreichern erscheinen sie noch viel geringer als ihm. Zum Verständnis der ungeheuern Schwierigkeiten, mit denen Bildung und menschenwürdiges Leben in Halbasiern zu kämpfen haben, tragen Franzos' Skizzenbücher ein beträchtliches bei, und so seien denn auch die beiden Bände „Aus der großen Ebene“ der Teilnahme denkender Leser empfohlen.



## Die preußische Landtagswahl und die römische Frage.



er soeben beendigten preußischen Landtagswahl durfte von den verschiedensten Gesichtspunkten aus ein besonderes Interesse entgegengebracht werden. Nach den schweren Heimsuchungen, die das Drei-Kaiser-Jahr über die Nation verhängt hatte, war die Landtagswahl eine Mahnung zur innern Sammlung, zur Abklärung der politischen Leidenschaften, zur besonnenen Stellungnahme angesichts einer mannigfach veränderten Lage. Der Herrscher, der bereits bewiesen hatte, daß er nicht nur der Erbe seiner Väter, sondern in Wahrheit der Führer seines Volkes zu sein ebenso befähigt als entschlossen war, hatte alle Wohlbedenkenden aufgerufen, „die Wohlfahrt des Landes in gemeinschaftlicher, durch die Verschiedenheit prinzipieller Grundanschauungen nicht gestörter Arbeit fördern zu helfen,“ und er hatte damit im Volke weithin Zustimmung gefunden. An sich war es einerseits ein keineswegs erwünschter Umstand, daß der Thronbesteigung alsbald eine Neuwahl folgte. Es war zu besorgen, daß die durch das Jahr hervorgerufenen schwierigen Verhältnisse durch eine weitere Steigerung des ohnehin so leidenschaftlichen Parteikampfes gemehrt wurden, der bereits Formen angenommen hatte, wie sie kaum in der Konfliktzeit dagewesen waren, und auf Gebiete erstreckt worden war, vor denen unter dem ehrfurchtgebietenden Szepter unsers alten Kaisers alle Gegensätze Halt gemacht hatten. Diesen Zustand zu beenden, den Thron und die Königsfamilie nicht länger der leidenschaftlichen Tagesdiskussion auszusetzen, lag im Interesse aller Vaterlandsfreunde. Beiden, dem Könige wie dem Volke, mußte an einem Zeitabschnitte ruhiger innerer Sammlung, stillen Fortarbeitens gelegen sein, um für neue Reformarbeit die rechte Vorbereitung, eine größere Einmütigkeit der Parteien und die